Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 7

Artikel: Was bewirkt Literatur? : Notizen zu einem Revisionsprozess
Autor: Krättli, Anton
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163209

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ANTON KRÄTTLI

Was bewirkt Literatur?

Notizen zu einem Revisionsprozess

Sandkastenspiele oder aber Vorbereitung und Bestärkung politischer Aktion – der Antagonismus dieser beiden extremen Unmöglichkeiten, Literatur zu machen und zu verstehen, bemächtigt sich immer aufs neue des Gesprächs. Es ist ein Kampf ohne Sinn, wie man nachgerade wissen könnte, der Gegensatz ist konstruiert und entspricht nicht der Wirklichkeit. Ein Schriftsteller, der aus Lust am Schreiben und auf der Suche nach sich selbst Bücher macht, ohne damit etwas anderes bewirken zu wollen, als dass sie gelesen werden, kann jedenfalls nicht verhindern, dass seine Werke möglicherweise Folgen haben. Und ein Autor, dessen Engagement stärker ist als sein Talent, ganz nur darauf gerichtet, mit veröffentlichten Texten mitzuhelfen, die Gesellschaft zu verändern, hat keinen Einfluss darauf, ob seine Bücher in dem von ihm erstrebten Sinne Wirkung haben. Man weiss zu wenig darüber, und das wenige, das man weiss, müsste uns eigentlich davon abbringen, je wieder den Gegensatz zwischen Engagement und Elfenbeinturm als eine Alternative zu sehen, die in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist. Aber es scheint dennoch gerade dieser Streit immer wieder aufzuflackern. Einmal neigt sich die Waage auf die eine, einmal auf die andere Seite. Nach Jahren einer geradezu demagogischen Überbetonung des Engagements ist jetzt offenbar ein Umschlag eingetreten. Die Verteidiger der Sandkastenspiele – wenn das überhaupt ein brauchbarer Begriff wäre – haben wieder an Boden gewonnen.

Dass literarische Werke auf politische und gesellschaftliche Zustände ihrer Entstehungszeit reagieren und darum nicht lediglich als Kunstdinge, sondern auch als kritische Stellungnahmen oder als Gegenbilder zu einer vorgefundenen Realität zu verstehen sind, ist eine Einsicht, die nicht erst in unserem Jahrhundert erworben, wahrscheinlich aber noch nie zuvor mit so ungeheurem theoretischem Aufwand verbreitet worden ist. Zahlreich sind – vom «*Simplizissimus*» über «*Die Räuber*» – bis in die Neuzeit die Beispiele, an denen zeit- und gesellschaftskritische Funktionen der Literatur nachzuweisen sind. Es gibt sie übrigens gerade auch in der Goethezeit, die in der eben zu Ende gehenden Phase deutscher Literaturentwicklung freilich eher als Zielscheibe herhalten musste, weil sich die «Hinterfragungs-Literatur» gegen die Klassik und ihren Kunstwerkbegriff effektvoller abheben konnte, wenn man

die Weimarer Szene als eine Landschaft der elfenbeinernen Türme sah. Im Lichte neuerer Forschungen dürfte jedoch auch das nicht mehr ganz leicht sein. Zum mindesten verbietet sich die simplifizierende Betrachtungsweise, als ob die Goethezeit nicht den sehr genauen Bezug ihrer Literatur zu den politischen und gesellschaftlichen Realitäten gekannt hätte; das Bild verändert sich da geradezu drastisch, wenn man nicht lediglich die höchsten Gipfel der Dichtung, sondern ebenso die Niederungen der längst vergessenen damals gängigen Literatur in die Betrachtung einbezieht[1].

Und dann muss natürlich auch gesagt werden, dass die Doktrinen und Theorien, die besonders seit den sechziger Jahren die deutsche Literaturdiskussion beherrscht haben, gemessen an den paar wenigen Wahrnehmungen über mögliche Wirkungen von Literatur, das Kind mit dem Bade ausschütten. Da hat man nun strikte gefordert, literarische Texte seien nicht mehr nach Kriterien ihrer ästhetischen Qualität, sondern nach ihrem Gebrauchswert im Blick auf konkrete gesellschaftspolitische Ziele, nach ihrer Relevanz zu beurteilen. Die Wortführer zogen zu Felde gegen «*bleibende Werte*» und gegen «*schöngeistige Literatur*», trugen sie samt der dazugehörigen Kritik zu Grabe und hielten die Leichenreden. Als mögliche neue Gattung war eine Zeitlang die Mauerinschrift Trumpf, die zur politischen Aktion aufrief. Dem Autor aber wurde die Aufgabe zugewiesen, mit seiner Arbeit «*politische Alphabetisierung*» zu betreiben. Das alles ist bereits Geschichte. Wenn man die Manifeste und die programmatischen Erklärungen von 1968 heute liest, mag man kaum glauben, dass sie immerhin Folgen hatten. Nimmt man sie als Literatur, so ist es tatsächlich Literatur mit nachweisbarer Wirkung – nur nicht für lange Zeit und auch nicht so sehr auf ausserliterarische Zustände. Sie bewirkte Veränderungen innerhalb der literarischen Szene selbst.

Heute hat es den Anschein, dass diese in manchem merkwürdige Phase literarischer Inpflichtnahme abgeschlossen sei. Dabei hätten sich die Alphabetisierer schon ganz am Anfang dieses Zeitabschnitts fragen müssen, worauf sich eigentlich ihre Hoffnung stütze. Sie hatten gewiss nicht unrecht, wenn sie Literatur auch als gesellschaftskritisches Instrument und als ein Reagieren auf konkrete Zustände begriffen. Aber wie konnten sie eigentlich nur glauben, mit Geschichten, Theaterstücken und Gedichten seien diese Zustände in einem von ihnen gewünschten Sinne zu verändern? Es gibt keine stichhaltigen Beweise dafür, dass das möglich sei und unter welchen Bedingungen. Es gibt nur Theorien, die das behaupten. Die grosse Ernüchterung, die jetzt eingetreten ist und sich spürbar auswirkt, nachdem immer mehr Autoren, Kritiker, Verleger und Leser an der Tragfähigkeit des Kriteriums Relevanz zweifeln, trifft einige wie einen Schock. Sie reagieren darauf im Rahmen des alten Schemas, wie wenn es darum ginge, dass jetzt engagierte Literatur von

bösen Mächten heimtückisch unterdrückt würde. Der Revisionsprozess, der da stattfindet, müsste endlich zu einer Überwindung des falschen Gegensatzes zwischen Engagement und Sandkastenspiel führen.

*

Hätten die Alphabetisierer ihren Blick ein wenig über die Grenzen ihres engen Kreises hinaus erhoben, wäre ihnen schon in den frühen sechziger Jahren aufschlussreiches Anschauungsmaterial nicht entgangen. In einer Ausstellung der graphischen Industrie konnte man 1963 in London die paar hundert Bücher in Erstausgabe bestaunen, von denen mit hinreichender Gewissheit gesagt werden darf, sie hätten Anstösse zur Entwicklung der westlichen Zivilisation und Kultur gegeben. Gewiss ist diese Entwicklung vorwiegend den Wissenschaften und der Technik zu danken; sie ist eine Frucht der grossen Entdeckungen und Erfindungen. Treibende Kraft des Fortschritts sind natürlich auch die politischen Umwälzungen und der gesellschaftliche Wandel, vor allem im Übergang vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Aber es kann nicht bestritten werden, dass es Bücher gibt, die nicht allein von den Entdeckungen und Erfindungen Kunde geben und damit überhaupt erst ermöglichen, dass sie genutzt werden. Zahlreich sind vielmehr gerade die Fälle, in denen von Büchern entscheidende Anstösse ausgegangen sind, auf Forscher und Erfinder sowohl wie auf politische Bewegungen und Veränderungen der gesellschaftlichen Strukturen. Diesen Werken eben war die Londoner Ausstellung gewidmet.

Anhand des reich kommentierten Katalogs können wir beurteilen, inwiefern denn nun da die Idealbibliothek beisammen war, die – von Nebensächlichem, Modischem, Überflüssigem und Wirkungslosem gereinigt – die Summe des sprachlich mitteilbaren Wissens von unbestreitbarer Relevanz (hier ist das Modewort gerechtfertigt) und damit also die Grundlage westlicher Zivilisation und Kultur umfasst[2]. Im Vorwort äussern sich die Verantwortlichen auch über ihre Auswahlprinzipien, und da gibt es einen Satz, der in den sechziger Jahren in Deutschland wahrscheinlich auf wenig Verständnis gestossen wäre, obwohl nicht von der Hand zu weisen ist, was er besagt. Die schöngeistige Literatur, so lautet er, habe zwar den menschlichen Geist erhoben und beflügelt, aber sie sei in der Ausstellung – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht vertreten. Die Ausnahmen betreffen Beispiele der Verbreitung von Ideen (Candide, Alice in Wonderland) oder von Charakteren (Don Quijote und Faust). War das richtig oder falsch? Bei der notwendigerweise strengen Selektion, die hier galt, fanden Lyrik, Epik und Dramatik nur ausnahmsweise Gnade. Die Ausstellung enthielt Naturwissenschaftliches, Mathematik, Philosophie und Religion, kaum jedoch «schöngeistige Lite-

ratur». War das etwa deshalb der Fall, weil sich Dichtung und Literatur, gemessen an den hier geltenden Auswahlkriterien, als «irrelevant» erwiesen? Ich finde, hier wäre ein Anlass zur Überprüfung überspannter Theorien gewesen. Was Schriftsteller schreiben, hat Wirkung auf einer ganz anderen Ebene. Zu erinnern wäre da etwa auch an den Stossseufzer des Erzählers in «*Mein Name sei Gantenbein*», manchmal scheine auch ihm, dass jedes Buch, so es sich nicht befasse mit der Verhinderung des Kriegs, mit der Schaffung einer besseren Gesellschaft und so weiter, sinnlos sei, müssig, unverantwortlich, langweilig, nicht wert, dass man es liest, unstatthaft: «*Es ist nicht die Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das menschliche Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst*[3].» In London waren keine Ich-Geschichten ausgestellt, sondern zum Beispiel die Bibel in der Volkssprache, die Werke des Hippokrates, die Berichte der Weltumsegler, die Enzyklopädien der Aufklärung, die Differential- und Integralrechnung, die Leibniz in «*Nova Methodus pro Maximis et Minimis*» 1684 veröffentlicht hat. Mit andern Worten, es sind Sachbücher, die den strengen Auswahlprinzipien standhielten, ferner Philosophen von Platon über Kant bis zu Kierkegaard, denn auch die Werke, die sie schufen, beeinflussten die Wissenschaft und veränderten die Welt. Von Jean-Jacques Rousseau ist folgerichtig nur der «*Contrat Social*» vertreten. Ich bin – vorläufig wenigstens – geneigt, die Entscheidung der Ausstellungskommission gutzuheissen. Wenn es darum geht, die Bücherei aufzubauen, deren Werke auf Kultur, Zivilisation, politische und gesellschaftliche Entwicklungen überprüfbar eingewirkt haben, wird man kaum auf Dichterisches kommen.

Aber die Londoner Ausstellung erteilt durch ihre kluge Auswahl eine zweite Lehre, die auf die Alphabetisierer der sechziger Jahre ganz besonders ernüchternd hätte wirken müssen. Wenn man nämlich von historischen Fakten ausgeht, dann sind es offensichtlich nicht allein die grossen Leistungen der Vernunft gewesen, die nachweisbare Folgen zeitigten. Manchmal waren es auch sozusagen herausragende Leistungen der Unvernunft. Nicht allein die Sternstunden aufklärerischer Denkarbeit hatten Wirkung, sondern in einigen namhaften Fällen auch die Werke wahrer Dunkelmänner und Phantasten. Es gibt den verheerend wirkungsvollen Unsinn in der Geschichte des Buches, zum Beispiel Gobineau, dessen «*Essai sur l'Inégalité des Races Humaines*», obgleich wissenschaftlich bedeutungslos und voller Widersprüche, grässliche Spätfolgen hatte. Alfred Rosenberg, Verfasser des «*Mythos des 20. Jahrhunderts*», stützte sich darauf; sein Buch ist in der Londoner Ausstellung mit Fug vertreten, so gut wie «*Mein Kampf*» von Adolf Hitler. Ob es uns passt oder nicht, es gibt da Erscheinungen, die sich der Doktrin nicht fügen wollen, wonach der Leser durch Lektüre zu einem bestimmten Verhalten angeleitet oder verführt werden kann, und vollends dass er auf die Dar-

stellung des richtigen oder moralischen Verhaltens innerhalb vorausgesetzter Normen positiv, auf die Darstellung des Bösen aber – was immer man darunter verstehen wolle – negativ reagiere, das eben ist ungewiss. Selbst in der DDR, deren offizielle Literaturpolitik es gar zu gerne anders sähe, sind Zweifel an der theoretisch vorausgesetzten und erwünschten Veränderung des Leserbewusstseins inzwischen verbreitet[4]. Der Gebrauch, der von literarischen Werken hoffentlich gemacht wird, lässt sich glücklicherweise nicht reglementieren.

*

Max Frisch hat sich einmal vorgestellt, über Nacht seien alle Theater geschlossen worden[5]. Es trifft wahrscheinlich zu: abgesehen von denen, die in irgendeiner Funktion am Theater tätig sind, die Kritiker miteingeschlossen, würde sich niemand ernstlich betroffen fühlen. Es geht vielleicht auch ohne. Die Bilanz des Gedankenexperiments besteht aus Fragen, zum Beispiel der, ob es also das Theater lediglich um des Theaters willen gebe oder ob diejenigen, die aus purer Lust am Spiel Theater machen, durch ihre Erfahrungen mit Öffentlichkeit haftbar werden für die Gesellschaft, die sie unterhalten. Frisch, skeptisch und jeder voreiligen Lösung gegenüber misstrauisch, hält immerhin für möglich, dass – gäbe es die Literatur nicht – die Welt vielleicht nicht anders liefe, «*aber sie würde anders gesehen, nämlich so wie die jeweiligen Nutzniesser sie gesehen haben möchten: nicht in Frage gestellt*». Hieraus leitet sich ein Kriterium für Literatur ab, das mit dem Alternativenklischee von Engagement und Elfenbeinturm nichts mehr zu tun hat. Theater und Literatur werden gesehen als Prüfstand ausserhalb einer Welt von Zweck und Nutzen, wenn auch stets darauf bezogen. Welcher Art denn ist die Instanz, vor die das alltägliche und triviale Leben da gezogen wird? Was ist es, das der Literatur die Insignien der Wahrheit verleiht? Es ist die ihr eigene Sprache, nicht eine geliehene, wie sie im Alltag zumeist gesprochen wird. Es ist die Fähigkeit des Künstlers, «*die trivialen Geschehnisse der Alltagserfahrung sub specie aeternitatis wahrzunehmen*[6]». Die Formulierung stammt von Arthur Koestler, der nicht im Verdacht steht, Literatur als reines Sandkastenspiel zu betrachten. Sie besagt, dass der Künstler die Ebene des Alltags durchstösst und auf ein Absolutes zielt. Er zeigt den Menschen, sein Wollen und Handeln, auch die Institutionen, die er geschaffen hat, im Licht einer alles durchdringenden Betrachtungsweise, die sich zwar konkreter Bilder und vertrauter Erscheinungen bedient, dennoch aber Verbindung hat zum Archetypischen, Übergreifenden, Wahren. Vielleicht ist das Wort «sub specie aeternitatis» zu gross, eine für unser Gefühl überdimensionierte Gebärde; aber es trifft genau, worauf es hier ankommt. Literatur als Kunst vermittelt nicht Stellungnahmen oder Lösungen, sie lehrt nicht Verhaltensweisen, denen sich

der reale Alltag zu fügen hätte. Aber sie zeigt, wie sich Menschen verschiedener Zeiten und verschiedener sozialer Schichten verhalten, wie sie ihre Ziele erreichen oder verfehlen. Ganz gleich, ob sie das Falsche entlarve oder ein als Gegenbild gedachtes Vollkommenes gestalte, in die Welt der alltäglichen Realitäten fällt sie störend ein, weil sie die Schleier des Gewöhnlichen aufreisst.

Von da aus scheint mir der Gedanke am Ende doch nicht abwegig, der Sachbuchausstellung von London eine anders konzipierte Bibliothek gegenüberzustellen. Sie müsste jene Bücher enthalten, denen wir Neubegründungen im Wort verdanken, einen Durchblick auf die Wahrheit hinter der trivialen Welt der Konventionen und eingespielten Betrachtungsweisen. Zweifellos müssten darin die grossen Satiriker von Aristophanes bis zu Karl Kraus vertreten sein, ebenso sicher auch die Mystiker, ferner die grossen Lyriker bis zu Hölderlin und Trakl – ich will nicht aufzuzählen beginnen. Wenn man sich vorstellt, man hätte die Auswahlprinzipien festzusetzen, nach denen eine Büchersammlung der gedachten Art anzulegen wäre, käme man wohl zwangsläufig auf Kriterien strenger literarischer Wertung. Wenn wir fragen, wodurch sich Literatur als Kunst unterscheide und aufgrund welcher Eigenschaften sie zu der Instanz werde, die das Alltägliche in Frage stellt, so kommen wir zum Beispiel auf Begriffe wie Schillers «ästhetischen Schein», der zwar Fiktion, dennoch aber ein Medium ist, das die Wahrheit zum Vorschein bringt. Ich glaube nicht, dass Erzählungen oder Theaterstücke eine Chance hätten, die allein im Kampf gegen bestimmte Meinungen oder zur Entlarvung von Machenschaften geschrieben worden sind, Dokumente allenfalls einer Auseinandersetzung, aber ihrerseits ganz auch auf der Ebene des Alltags. Sie wären schon nach kurzer Zeit ohne jedes Interesse, böten allenfalls Informationen für den Historiker, der eine Einzelheit erforscht. Es soll allerdings nicht unterschlagen werden, dass Wert und Wahrheit von Literatur als Kunst von verschiedenen Beurteilern und erst recht im Ablauf der Geschichte sehr unterschiedlich beurteilt werden. Die Problematik literarischer Wertung ist bekannt. Wir sollten zudem bedenken, wie wenig wir darüber wissen, ob wirklich aus den Jahrhunderten vor uns erhalten geblieben sei, was mit Fug in unsere Idealbibliothek aufzunehmen wäre. Aber auf der Suche nach den Büchern, die bewirkt haben und jederzeit wieder bewirken, dass die Welt anders gesehen werde, als «*die jeweiligen Nutzniesser sie gesehen haben möchten*», dürften wir auf literarische Kriterien keinesfalls verzichten.

*

Man spricht jetzt viel davon, die Szene habe sich gewandelt, womit gemeint ist, das kulturelle Klima habe sich verändert. Man erkennt es zum Beispiel

daran, dass vermehrt wieder Geschichten und Romane erscheinen, die sich dem privaten Bereich zuwenden und in denen individuelle Erfahrungen zum Motiv literarischer Arbeit werden. Die Forderung nach gesellschaftlicher Relevanz der Literatur ist zwar zu Beginn der jetzt abgeschlossenen kurzen Phase deutscher Literaturentwicklung freiwillig erhoben worden; aber alsbald wurde ein Zwang daraus, unter gleichzeitiger Entfaltung grosser Missverständnisse zum mindesten ein Gruppenzwang, dann natürlich auch ein Zwang, den die Verbreitungsmedien ausübten. Wer nicht in die Szene passte, hatte es schwer. Der Umschlag ist spürbar und erstaunlich rasch gekommen. Die zum Teil sarkastischen Kommentare, die der auffallende Wechsel begreiflicherweise ausgelöst hat, sind nicht immer frei von Überresten einer etwas simplifizierenden Deutung, die so rasch wie möglich zu überwinden wäre. Vor wenigen Jahren noch hatten die grossen Verlage ihre Hinterfragungs-Literatur wie heisse Brötchen unter die Leute gebracht, so zum Beispiel liest man's im «*Literatur-Magazin 5*» in einem etwas gewundenen Text, und es stimmt aufs Haar: Was 1968 proklamiert wurde, hatte Folgen und eroberte flugs den Markt. Aber – so geht die (möglicherweise ironische) Klage im «Literatur-Magazin» weiter – über Nacht wurde die Nachfrage flau. «*Hatte in den Buchhandlungen ein Machtwechsel stattgefunden? Hatten die Chefs sich wieder durchzusetzen vermocht gegen ihre Lehrlinge? War dem links betonten Verleger auf einer einsamen Wanderung der Geist Rilkes erschienen und hatte ihn vor dem Weg in den Abgrund gewarnt? Was gab den Erziehungsbürokraten aller Länder auf einmal die Kraft, zu bleibenden Werten zurückzufinden*[7]*?*» Die Sätze stehen in einem Band, der von «Aspekten der Kulturvernichtung» berichten will. Gemeint ist die Veränderung, von der man hier annimmt, sie sei durch die Einwirkung von Mächten erfolgt, die lieber eine harmlose, keine kritischen Fragen stellende Literatur sehen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Verfasser der zitierten Fragen, Adolf Muschg, nicht sehr genau weiss, was in Wahrheit im Gange ist: ein durchaus notwendiger und übrigens längst fälliger Revisionsprozess. Dabei kann keine Rede davon sein, Literatur als Instanz zu schwächen, eher schon, sie zu stärken. Was zu revidieren ist, sind Einseitigkeiten, von Anfang an übertriebene Forderungen und dann natürlich die wirklich beklagenswerten Missverständnisse jener Schreiber, die zwar engagiert, aber keine Schriftsteller sind. Ihnen mag die Korrektur, die jetzt erfolgt, als «Kulturvernichtung» erscheinen. Man kann es wohl verstehen, wenn es manchem von ihnen nicht leichtfällt, sich von unhaltbar gewordenen literaturtheoretischen Positionen abzusetzen. Aber muss es denn wirklich im überholten Begriffsschema geschehen?

Die Witzeleien über den «links betonten Verleger» und den «Geist Rilkes» sind für Insider gewiss reizvoll, man kann sich etwas denken dabei; die pfiffige Assoziation mit den «Erziehungsbürokraten aller Länder» und die

augenzwinkernde Erwähnung der «bleibenden Werte», vollends der Hinweis auf die Chefs und die Lehrlinge haben nur leider auch etwas von Anbiederung, von Konzessionen an eine in ausgeliehenen Kontroversen festgefahrene Alphabetisiererschar, die nach dergleichen Kumpelhaftigkeiten vielleicht besser schluckt, was man ihr jetzt halt verordnen muss: dass nämlich in der «*Wirtschaftsbranche Literatur*» der einzige «*nicht korrumpierbare Wert*» (warum eigentlich nicht der einzige bleibende?) die als ästhetische Arbeit ausgeführte persönliche Erfahrung sei. Das nämlich ist es, was nach wie vor gilt. Wenn es aber gute ästhetische Arbeit aus persönlicher Erfahrung ist, hinterfragt sie die gängigen, die dominierenden Vorstellungen und ihre Nutzniesser weit wirksamer als jede vordergründige Polemik. Als Randnotiz wäre anzumerken: Es sind die herausragenden Autoren der DDR, die seit Jahren dafür plädieren, die Literatur möge sich vermehrt und intensiver der individuellen Erfahrung zuwenden.

Was bewirkt Literatur? Müssig wäre, nach ihren Wirkungen im Bereich des Geschäftslebens, der Industrie oder der Tagespolitik zu suchen. Das ist jedoch kein Grund zur Resignation. Falls der Schriftsteller darauf einzuwirken gedenkt, kann er es tun: als Staatsbürger, Werbetexter oder meinetwegen als Ghostwriter. Was er dagegen als Künstler schreibt, Literatur als Fiktion, ist Darstellung dieser alltäglichen Welt des Handelns und Wollens in einem Kunstraum. In diesem Raum sind nicht allein inhaltliche Aussagen wichtig; die Sätze, die von den Figuren eines Romans gesprochen werden, bedeuten nicht nur, was sie aussagen. Alles steht in einem umfassenden Bezugsrahmen, der uns als Leser erlaubt, einen Blick sozusagen von innen wie von aussen auf die Dinge zu werfen. Nicht allein was eine Figur spricht, ist bei dieser Betrachtungsweise wichtig, sondern mehr noch, in welcher Weise sie es tut, welche Wörter und Wendungen sie braucht. Wenn wir als Leser einer Geschichte oder als Zuschauer einem Theaterstück folgen, können wir uns identifizieren oder distanzieren. Wir können einen Text gleichsam unbeteiligt auf uns zukommen lassen, oder wir können unsere eigenen Probleme an ihn herantragen. Beim Leser wird – in der noch neuen literaturwissenschaftlichen Disziplin Wirkungsgeschichte – ein Erwartungshorizont angenommen, der schon vor der Begegnung mit einem literarischen Text vorhanden ist. Dies alles sind bekannte Bedingungen, die eine im platten Sinne erzieherische oder «alphabetisierende» Wirkung von Literatur ausschliessen. Das literarische Werk gibt keine Antworten, es stellt in Frage; es verändert die Blickrichtung, es relativiert, was uns oft entschieden und absolut erscheinen mag. Es macht die Sicheren unsicher, und das ist freilich auch ein Grund, warum sie sich seiner Wirkung nicht gerne aussetzen. Wer Bücher liest, setzt sich dem Risiko aus, befragt und in Frage gestellt zu werden. Man kann wohl verstehen, warum in totalitären Herrschaften Literatur als staatsgefährdende Macht miss-

trauisch kontrolliert und auf ihre ideologische Unbedenklichkeit hin geprüft wird. Aber es gibt nachgerade Beispiele genug dafür, dass das nicht möglich ist im rigorosen Sinn: eine lebendige Literatur ist selbst unter aufgezwungenen oder akzeptierten Einschränkungen kritisch, weil sie darstellt und damit sichtbar macht.

Um Freiheit zu bewahren und zu erweitern, brauchen wir eine Literatur, die aus der Zeit kommt und auf die Zeit reagiert, die uns betrifft als Zeitgenossen, aber zugleich eine Literatur, die darin nicht aufgeht, die frei ist in ihrem Spielraum und phantasiebegabt über den Rand des Zeitlichen hinausgreift. Ihr Widerstand gegen die verwaltete Welt und gegen einengende, geschlossene Weltbilder ist immer der Widerstand des einzelnen Ich, das zu stärken und zu schützen ist. Darum meine ich, die Wende, die sich auf der literarischen Szene jetzt vollziehe, sei eine fällige Korrektur. Die Literatur kommt zu sich selbst, nachdem sie eine Weile für ausserliterarische Zwecke allzusehr in Anspruch genommen worden ist. Noch hört man vereinzelt – in abschätzigem Sinne –, es sei etwas nur literarisch und also offenbar nicht relevant. Die Zukunft, denke und hoffe ich, gehört der «literarischen» Literatur, die im Schein, in der Fiktion, in Ich-Geschichten Übungen im Gebrauch der Freiheit anbietet.

[1] Vgl. z. B. Die Eintagsliteratur in der Goethezeit. Proben aus den Werken von Julius von Voss. Mit einer Einleitung von Leif Ludwig Albertsen. Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Verlag Herbert und Peter Lang, Bern/Frankfurt am Main 1975. – [2] Bücher, die die Welt verändern. Eine Kulturgeschichte Europas in Büchern. Ausgewählt und herausgegeben von John Carter und Percy H. Muir, dtv, München 1976. – [3] Max Frisch, Mein Name sei Gantenbein, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1964, S. 103. – [4] Vgl. z. B. Fräulein Broders Fragen in «Buridans Esel» von Günter de Bruyn, zitiert in: Karl Robert Mandelkow, Orpheus und Maschine, acht literaturgeschichtliche Arbeiten, Lothar Stiehm Verlag, Heidelberg 1976. Das Zitat in: Rezeptionsästhetik und marxistische Literaturtheorie, S. 118. – [5] Der Autor und das Theater, Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Band V, 2, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1976. – [6] Arthur Koestler, Die Wahrheit der Phantasie, Rede am Londoner PEN-Kongress, in: Die Zeit, 3. Sept. 1976. – [7] Adolf Muschg, Bericht von einer falschen Front oder: Der Schein trügt nicht. In: Literatur-Magazin 5. Das Vergehen von Hören und Sehen, Aspekte der Kulturvernichtung, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1976.